

**Verleihung der Ehrengaben der Deutschen Schillerstiftung von 1859
im Goethe-Nationalmuseum, Weimar
am 29. November 2024**

**Verleihung der Ehrengabe 2022 der Deutschen Schillerstiftung von 1859
an
Kerstin Becker**

**Dankesrede von Kerstin Becker
gesprochen von Jutta Reichelt**

Liebe in Weimar Versammelte, liebe Jury,

ich freue mich außerordentlich, hier zu sein, wenn auch krankheitsbedingt in Form meiner Schriftsteller-Freundin Jutta Reichelt, die mir wunderbarerweise ihre Stimme leiht ...

In principio erat verbum – heißt's altbekannt im Johannes-Evangelium,
und Goethes Faust knüpft an: „[...] Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort? Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen ...“

Und die Welt ist in der Tat so prall voller wortloser, nonverbaler Sprachen.

Allein die tages- und jahreszeitabhängigen Farb- und Licht-Kompositionen.

Oktobernachmittagsgold, rauchblauer Winterdämmer.

Und die divergenten Sprachen der Stille! Die knisternde Stille im Wald.

Die gewaltige Stille von Gebirgsformationen, die jahrmillionenalte geologische Entwicklungen, Erosionen intus hat.

Die reine, mineralische Stille der Wüste.

Und die erschrockene Stille, wenn eine Tür zugeschlagen wird.

Die peinigende Stille der Einzelzelle im Knast.

Die Stille, wenn ein Mensch zu atmen aufhört.

Auch unsere polyvalenten Körpersprachen: zarte und heftige Regungen, scheue oder forsche Gesten, kulturgeprägte Gebärden, Mimik und Mikromimik.

Und die Sprachen der Klänge: stampfender Industrielärm, Zischen und Fauchen, berauschende Meereswogen, Freizeitgeräusche, alte und neue Musik, Krach, Kreischen, Donnergrollen, buntes Vogelzitschern im Lenz. Kranichrufe. Die singenden Flügelschläge der Graugänse und Schwäne, wenn sie fortziehen über unseren Köpfen.

Und erst die versponnene Sprache der Gerüche! Flüchtige organische Düfte und Mief, der unverwechselbare Geruch bestimmter Landstriche, gewoben aus dort ansässigen Pflanzen, aus Stäuben, der Fauna, Mikroorganismen, Erdbeschaffenheit. Dunst der Entstehungs- und Fäulnisprozesse. Jede Landschaft spricht zu uns mit ihrem arteigenen Duft. Und in den Städten, je nach Viertel, riecht es beißend oder dezent, und synthetische Gerüche schwängern die Züge und Bahnen. Und die Gerüche unserer Nahrung: Gesottenes, Gebackenes. Oder Blütenduft, ätherische Aromen harziger Nadelgehölze.

Wie heißt es in *Der Geruch der Welt* von Paul Divjak: „Alles riecht.“

Dies alles ist zu ‚lesen‘, kann in gebundene Sprache, in Lyrik, in Literatur verwandelt werden. Denn was wären wir ohne unsre Verse, Sagen, Fabeln, ohne unsre Geschichten, Utopien, Melancholien, Fabulierkünste und verbalen Ariadnefäden. Dichtung kann Gefäß für das Sicht- und Unsichtbare sein. Für das Unsagbare. Für das Gehörte und Unerhörte, für das Begriffene und Unbegreifliche. Ich danke also der Schriftsprache!

Sprache umgibt uns auf der anderen Seite ja doch allzu oft phrasenhaft, angeberisch, oberflächlich, rechthaberisch. Sie redet auf uns ein.

Ich hoff' immer, dass meine Texte mit Sprache nicht nur spielen, sondern das Leichte und Schwere wahrhaftig verkörpern. Dass das Kreatürliche bleibt, sinnliche Inklusion.

Und so danke ich der Jury ungemein, die diese, meine Versuche, als preiswürdig erachtet.

Und ich danke meinem Verlag Volland&Quist/edition AZUR, besonders meinem coolen, beharrlichen Verleger Helge Pfannenschmidt, der mit seinem Programm

immer wieder für zündenden Lesestoff sorgt. Wie auch meiner glänzenden Kollegin Nancy Hüniger, die *Das gesamte hungrige Dunkel ringsum*, bestens zum Druck begleitete, als ich krankheitshalber von der Oberfläche verschwand.

Ich danke all den Menschen und Büchern, die mir Sinne und Türen öffneten, Trost waren, den Motor des Verstandes starteten. Unbedingt angefangen in der Kindheit! Auch oder gerade, weil Literatur für Kinder häufig abgetan wird. Wie ging mir die Musikalität überlieferter Abzählreime ein. Welskopf-Henrichs: Harka Steinhart Nachtauge Wolfstöter zog mich hinein in seine Kultur; und Sewer Gansowski schoss mich hinaus in den Kosmos. Wie hing ich Guggenmos' Lyrik nach: „Was denkt die Maus am Donnerstag?“

Und wie fühlte ich mit Wellms Fischer Komarek, der sich bedrückt und so verdammt zeitlos fragt: „Was hast du nur mit diesem Krieg zu tun“.

Was wäre meine Lese- und Schreibwelt ohne die sehnsuchtsvollen Andersen-Märchen von Verwandlung und Befreiung. Ohne Grimms Volksmärchen-Sammlung samt ihrer Klangspiele, die in unserem kollektiven Gedächtnis ankern: „Schön Hühnchen, schön Hähnchen und du schöne bunte Kuh, was sagst du dazu“.

Immer wieder traf Lyrik, trafen Zeilen im Lauf des Lebens ins Herz, die unmöglich aufzuzählen sind, vielleicht eine Handvoll:

„Und dann fiel auf einmal der Himmel um“ – Inge Müller, Lyrik fern des Hochtrabenden.

Inger Christensen verzauberte mich mit ihrem Sonettenkranz *Das Schmetterlingstal*: „Sie steigen auf, die Schmetterlinge des Planeten“ – und heute, in Zeiten des schwindelerregenden Arten- und Falter-Schwunds, schnürts einem vielleicht die Kehle beim Lesen zu.

Und Hilbig!: „In meinem Auge flackert ein irres schwarzes Weberschiffchen, das manische Weberschiffchen der Zivilisation.“

Gebannt las ich Lavant: „Her mit dem Kelch, ich trinke, was ich muß, ...“

Einverstanden las ich Thomas Brasch: „Bleiben will ich, wo ich nie gewesen bin ...“

Und sogar im Knast `89 auf dem Kaßberg in Karl-Marx-Stadt, wo ich am Ende dann doch noch gelandet war, ja auch im schillerschen Verständnis vom Aufbegehren, sorgte ein paar Minuten lang Literatur für Menschlichkeit. Ich redete mit einer Wärterin über Aitmatows *Djamila*. Sie, um die 40, Schlagstock an der Hüfte, ich, 20,

nach Verhören und Demütigungen, sprachen über die Novelle. Kampf des Neuen gegen das Überkommene. Während des Gesprächs über das literarische Liebespaar schrumpfte unsere Distanz ...

Und ich bin dankbar, zum letzten Jahrgang gehört zu haben, der den Schriftsetzer-Beruf à la Gutenberg erlernte, praktizierte; *schwarze Kunst*, Technik des 15.

Jahrhunderts, die Haptik einzelner Typen, Durchschüsse und Klischees. Texte im Winkelhaken Letter für Letter mit Spatien zusammenzufügen. Sätze spiegelverkehrt und auf dem Kopf zu lesen.

Und ich bin dankbar für die Jahre als Friedhofsgärtnerin. Der Friedhof, Arbeitsort als *Hortus conclusus*, wo sich Sonderlinge und Unbotmäßige fanden.

Ich danke meinen Kindern, an ihrer Seite sah ich die Welt abermals mit Kinder-Augen. Hörte mit Kinder-Ohren. Mit neugeborenem Staunen, Entzücken. Sie kosteten Sprache, die Sätze, die Wörter neugierig neu. Wie nur Heranwachsende das tun.

Ich selbst war in einem Umfeld aufgewachsen, in dem nur das Nötigste gesprochen wurde.

Die Eltern ordneten vorwiegend an. Großvater hatte seine Sprache im Krieg verloren. Und so hing ich hungrig dem Volk, dem Dialektalen, am Maul, hörte: Himmelmiezel, Muschebubu, lavede, labbsch. Alte Brodeln konnte man ditschen, die Frauen stiegen zum Putzen auf Hitschen.

Ich lauschte den Sprüchen und Wendungen: ‚Allzu gut ist liederlich‘, was ich nicht begriff;

‚unter jedem Dach ein Ach‘, was ich sofort verstand.

Und Schillers *Taucher* war im Volksmund zu: ‚Gluck gluck, weg war er‘, eingedampft worden, Schillers *Glocke* zu: ‚Loch in Erde, Bronze rin, Glocke fertig, bim bim‘; so war er, verhöhnepipelt, längst gegenwärtig, noch ehe ich ihn las.

Auch das geflügelte Tell-Wort: „Durch diese hohle Gasse muss er kommen“ (er, der grausame Vogt, Sinnbild der Herrschaft, die es zu bezwingen galt), leuchtete mir nur allzu gut ein, streunte ich in der sächsischen Kleinstadt doch oft verloren durch die 800-jährigen Gassen: Badergasse, Schmale Gasse, Spülgasse ...

Schließlich und endlich bedeutet die monetäre Zuwendung, die mit dem Preis verbunden ist, sofern man nicht aus vermögenden Verhältnissen kommt, ganz profan und lebens- und schaffensentscheidend: temporäre Existenzsicherung. Schiller kannte ja die Problematik nur zu gut. Hatte er sich doch – laut Bernd Werner, Professor der Medizin – sogar aus lauter Not „dazu verstiegen“, Bettelbriefe zu schreiben.

Nichts geht über unser Dach überm Kopf, das tägliche Brot, Medizin.

Für viel zu viele Menschen, auch hierzulande, wackeln diese Grundpfeiler heftig.

Herzlichen Dank!

Quellennachweise

Thomas Brasch: Was ich habe, will ich nicht verlieren. In: Kargo. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1977.

Inger Christensen: Das Schmetterlingstal, ein Requiem/Sommerfugledalen, et requiem. Suhrkamp Verlag Frankfurt a.M. 1998.

Paul Divjak: Der Geruch der Welt. Essay, Edition Atelier Wien 2016.

Johann Wolfgang von Goethe: Faust – Der Tragödie erster Teil. Tübingen 1808.

Jacob Grimm, Wilhelm Grimm: Das Waldhaus. In: Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Kinderbuchverlag Berlin 1965.

Josef Guggenmos: Was denkt die Maus am Donnerstag. In: Ich muss dir etwas zwitschern. Die kleinen Trompeterbücher – Kinderbuchverlag Berlin 1976.

Wolfgang Hilbig: Gewebe. In: Unsere Erzählung von der Welt. 11. Freiburger Literaturgespräch 6.-8. Kulturamt Freiburg im Breisgau, Konzeption Ludwig Krapf, Redaktion Katrin Hintsch, November 1997, Freiburg im Breisgau 1997, S. 39-40, hier: S. 39.

Christine Lavant: Her mit dem Kelch, ich trinke, was ich muß. In: Zu Lebzeiten veröffentlichte Gedichte. Hg. v. Doris Moser, Fabjan Hafner, 3. Auflage, Göttingen 2015.

Inge Müller: Wenn ich schon sterben muss. Gedichte. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1987.

Friedrich Schiller: Wilhelm Tell: Ein Schauspiel. In: Neueste Deutsche Schaubühne Bd. 1, Augsburg 1805.

Alfred Wellm: Pugowitz oder Die silberne Schlüsseluhr. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1976.

Bernd Werner, zit. in Martina Tabel: Wie ein Ahrensburger Friedrich Schiller rettete. Hamburger Abendblatt, 24.01.2015.